



SVEN
BÖTTCHER
MATHIAS
BRÖCKERS

FIFTYFIFT

DAS FÜNFTE FLUG ZEUG

DER 9/11-THRILLER

W E S T E N D

Ebook Edition

Sven Böttcher, Mathias Bröckers

Das fünfte Flugzeug

Der 9/11-Thriller

W E S T E N D

Dies ist ein fiktionales Werk. Die handelnden Personen sind frei erfunden, ebenso die Mehrzahl der genannten Organisationen und Firmen. Die tatsächlichen Vorfälle und Aussagen lebender Personen im Zusammenhang mit den Ereignissen vom 11. September 2001 sind in eine fiktive Handlung integriert. Eine ausführliche Dokumentation der widersprüchlichen Darstellung des Tathergangs findet sich im Untersuchungsbericht der 9/11-Kommission (www.9-11commission.gov/report/index.htm) sowie in den freigegebenen Dokumenten des FBI.

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-946778-24-0

© Verlag fifty-fifty, Frankfurt/Main 2021,

in Vertriebskooperation mit der Westend Verlag GmbH

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz und Datenkonvertierung: Publikations Atelier, Dreieich

Inhalt

Titel

Inhalt

Teil 1

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

Teil 2

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

Teil 3

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

Teil 4

47

48

49

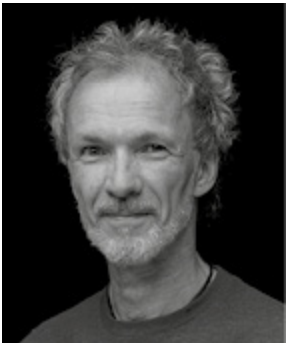
50

Epilog

Still airborne: Das fünfte Flugzeug ist noch immer nicht gelandet



Mathias Bröckers ist Autor und freier Journalist. Seine Werke *Die Wiederentdeckung der Nutzpflanze Hanf* (1993) und *Verschwörungen, Verschwörungstheorien und die Geheimnisse des 11.9.* (2002) und wurden internationale Bestseller.



© Tom Lausen

Sven Böttcher ist Schriftsteller und Drehbuchautor. Seine Bücher *Quintessenzen* (2008) und *Wer, wenn nicht Bill/Wir?* (2021) wurden Spiegel-Bestseller.

Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners.

(Heinz von Foerster)

Erster Teil

Der Pilot

1

Das Paradies zeigte sich von seiner besten Seite, und die war am Morgen dieses späten Augusttages von fast unanständiger Perfektion. Als Mike Donovan den Schlüssel in die Ruhestellung zurückdrehte und den Motor des Cherokee zum Verstummen brachte, wurde ihm die Schönheit von Gottes Schöpfung an diesem besonderen Ort fast schmerzhaft bewusst. Die Morgensonne strahlte aus einem kristallblauen, wolkenlosen Himmel, eine sanfte warme Brise wehte durch die geöffneten Wagenfenster, trocknete die letzten Schweißtropfen auf Donovans gebräunter Haut, und vor ihm erstreckte sich, so weit das Auge reichte, das Meer, ein funkelnder Traum in Türkis und Azur. Ein Postkartenparadies. Die *Caymans*. Die letzte Station seiner langen Reise, wie er hoffte. Er hatte etliche Strände, viele Inseln dieser Welt gesehen, in seinem Leben als Pilot und in seinem Leben danach. Hawaii, Mexiko, Thailand. Das waren die letzten Stationen gewesen, die Etappen auf der Flucht. Aber nichts konnte schöner sein als der Anblick, der sich ihm jetzt bot. Strand, Meer, Himmel. Endlosigkeit.

Das kleine Haus, das er seit fast anderthalb Jahren bewohnte, hockte bescheiden zwischen Palmen am sanft abfallenden Strand, keine fünfzig Meter vom Wasser entfernt. Donovan stieg aus dem Jeep, wischte sich mit dem Handtuch, das er beim morgendlichen Lauf immer um die Schultern trug, über die Stirn und reckte sich. Er atmete tief ein, warme Luft, die nach ewiger Jugend schmeckte. Es kam ihm grotesk vor, dass er, seinem Pass zufolge, sechzig war.

Vierzig. Höchstens. Gefühltes Lebensalter. In dem Alter musste er einfach stehen geblieben sein, irgendwie. Mit dem Tag der

Trennung von seiner Frau hatte sein Körper offenbar beschlossen, nicht mehr zu altern. Fit zu bleiben. Und Frauen um sich zu haben, die deutlich jünger waren. Frauen wie Kanya.

Donovans Blick fiel auf das Küchenfenster des Hauses. Die Fensterläden waren noch immer geschlossen. Keine Kanya, die Kaffee oder Rühreier zubereitete. Sie hielt nichts von Weckern, seine Schönheit, die wunderbarste Blume Thailands, die er vor anderthalb Jahren eingesammelt hatte, bei seinem Aufenthalt in Phuket. Kanya, die kleine Verrückte, das Mädchen mit den großen Mandelaugen und der großen Macke. Donovan lächelte. Das eine hatte sie ihm gleich am zweiten Abend gesagt: »Ich bin schön und ich schlafe gern. Erwarte nicht, dass ich für dich koche. Ich will die Welt kennenlernen, ich will dich ficken, mit dir reden, Sachen erleben, aber Hausfrau und Mutter für einen alten Ami-Piloten, das bin ich garantiert nicht.«

Donovan hatte fast erwartet, dass sie ihn mitten in seinem Morgenlauf auf dem Handy anrufen und fragen würde, wo er bliebe. Immerhin hatte er an diesem Morgen, entgegen seiner Gewohnheit, nicht den üblichen 45-Minuten-Parcours am Strand genommen, sondern war, einer Laune folgend, ins Auto gestiegen und eine halbe Stunde weit gefahren, um seinen Morgenlauf zwischen zwei anderen Buchten zu absolvieren. Wäre Kanya aufgewacht und hätte sie bemerkt, dass er um viertel nach neun noch nicht zurück war, hätte sie sofort zum Handy gegriffen – und ihn verdächtigt, sich mit anderen Frauen herumzutreiben. Wie immer, wenn er mal eine halbe Stunde nicht dort war, wo er eigentlich sein sollte.

Sie durfte das. Er sah ihr diese irrationalen Gefühle gern nach, auch wenn er sie nicht nachvollziehen konnte, nicht mehr. Er hatte

viel zu viel erlebt, war Ehemann geworden und Vater, Ehebrecher und schlechter Vater, Pilot und Verbrecher wider Willen, Flüchtiger und Freund jedes schönen Augenblicks. Er hatte zu viel Angst vor dem Tod gehabt, um die Angst vor dem Liebesverrat noch ernst nehmen zu können.

Aber Kanya durfte sich all das erlauben. Kanya war sechsundzwanzig. Kanya sollte ruhig ohne Grund mit teuren Tellern werfen. Oder, besser, ihn küssen, wie sie nun mal küsste: leidenschaftlich, voller Hingabe und voller Lust, das Leben zu leben. Mit ihm, dem alten Mann, der sich nicht nur zwanzig Jahre jünger fühlte, als er war, sondern auch fast so aussah, obwohl es langsam mühsam wurde. Aber Mike Donovan würde sich nicht gehen lassen, nie im Leben. Er würde jeden Morgen laufen, seine Hanteln schwingen und die Boxbirne bearbeiten, bis er tot umfiele. Und dabei dann hoffentlich, mit achtzig oder später, aussehen wie ein Fünfundfünfzigjähriger.

Donovan drückte auf den Schlüssel des Jeeps, und mit leisem Knacken verriegelten sich die Türen des Autos. Im leichten Trab lief er die paar in den Sand gebauten Stufen hinunter, auf das Haus zu. Er liebte Kanyas Duft am Morgen, ihren nackten, schlanken Körper zwischen den Laken. Mike Donovan grinste der azurblauen Pracht vor seinem Domizil ins Gesicht: Es war ein großartiger Morgen, um Kanya gebührend zu wecken.

Als er die Tür aufstieß, wusste er, dass irgendetwas nicht so war wie sonst. Nichts sah anders aus. Nichts roch anders. Es gab keinen ersichtlichen Grund. Die beiden Weingläser vom Vorabend standen noch immer dort, wo er sie hingestellt hatte, auf dem Spültisch direkt vor ihm, und die Kissen auf dem Sofa waren genauso

unordentlich wie in dem Augenblick, als er das Haus verlassen hatte. Aber etwas stimmte nicht.

Im nächsten Augenblick wusste Donovan, dass gar nichts mehr stimmte, denn ein schwerer Körper fiel von hinten in seinen Rücken, und instinktiv nahm er wahr, in welcher Hand sein Angreifer das Messer hielt. Sein rechter Ellenbogen traf den Unsichtbaren mitten im Solarplexus, und der Druck um seinen Hals ließ augenblicklich nach. Donovan drehte sich um, fasste den nach Luft ringenden Mann bei den Schultern, rammte ihn sein Knie in die Weichteile und danach, während der andere in sich zusammensank, unter das Kinn. Dem lauten Krachen, mit dem der Kiefer des Angreifers brach, ließ Donovan einen weiteren schweren Schlag in den Nacken folgen, der den Fremden endgültig außer Gefecht setzte.

Schwer schlug der Körper auf den Holzboden und blieb reglos liegen, ein Messer klapperte aus einer schlaffen Hand, und es war still im Haus, in dem Donovan geglaubt hatte, eine ganze Weile Ruhe zu finden, so nah am Paradies.

Der alte Mann machte auf dem Absatz kehrt und ließ den Angreifer liegen wie eine ausgelesene Zeitung. Mit wenigen Schritten erreichte er die Tür zum Schlafzimmer, stieß sie auf und sah, was er befürchtet hatte.

Warum, fragte er sich, hast du ihnen nichts gesagt?

Er trat näher an das Bett heran, in dem seine tote Freundin lag, die blanke schöne Brust blutüberströmt aus durchgeschnittener Kehle. Mit zitternden Lippen küsste er sie sanft auf die Stirn, dann bedeckte er sie mit der Decke aus Satin, behutsam, als könnte er ihr noch wehtun. Donovans Hände zitterten. Hass und wilde Wut

überfluteten sein Herz, das geglaubt hatte, alle Regungen zu kennen.

Nicht sie.

Noch einmal küsste er ihre Stirn, strich über ihre wunderbaren schwarzen, glänzenden Haare und versprach, ohne ein Wort zu sagen, dass dies der letzte Tod sein würde, den seine Verfolger auf dem Gewissen hätten.

Danach ging er zurück, zu seinem Angreifer, der bewusstlos auf dem Boden im Eingangsraum lag. Donovan schob ihm einen Fuß unter den Bauch und drehte ihn um. Der Mann war kein Amerikaner. Inder oder Pakistani, allerdings ausweislich seines Anzugs seit längerem in der Zivilisation unterwegs. Gewesen.

Donovan nahm das Messer seines Angreifers, setzte es dem Bewusstlosen an die Kehle und stach ihm hart und tief in die Schlagader. Es war Jahre her, dass er das getan hatte, im Rahmen eines Survival-Trainings der *Firma*. Damals war sein Opfer ein Kaninchen gewesen, aber diesmal empfand er weniger Skrupel. Donovan empfand gar nichts mehr. In das Röcheln des Verblutenden hinein zog er das Messer heraus aus der Wunde, hob es hoch und rammte es in den Brustkorb von Kanyas Mörder.

Während sein Opfer sich mit einem letzten Zucken in ein besseres Leben verabschiedete, schritt Donovan zur Spüle, öffnete die Tür darunter und zog seinen Notfall-Rucksack hinter dem Mülleimer hervor. Zwei Paar Socken, zwei Unterhosen, eine Jeans, T-Shirts, Zahnbürste, Klinge und Rasierwasser, Laptop, Memory Stick, ein Packen Bargeld und alle Beweise in doppelter Ausführung.

Er beeilte sich, das Haus zu verlassen. Der Inder oder Pakistani war sicherlich nicht allein gekommen. Normalerweise kamen sie zu

dritt. So war es auf Hawaii gewesen, so war es in Thailand gewesen. Und die anderen würden auch diesmal wieder nicht weit sein. Er hatte bloß Glück gehabt, dass ihnen das Warten neben Kanyas Leiche offenbar langweilig geworden war.

Donovan spähte aus der Küchentür. Dreißig Meter bis zum Jeep, und es sah nicht so aus, als hockte irgendwer unter den Palmen. Er stieß die Tür auf und rannte wieder mal um sein Leben, zu seinem Jeep, um seinem gemieteten Glück auf den Cayman Islands endgültig den Rücken zu kehren.

Er hatte den Wagen gerade erreicht und die Tür aufgerissen, als er ein vertrautes, an diesem Ort jedoch ungewöhnliches Geräusch hörte: das dumpfe Trommeln der Rotoren eines Hubschraubers, der von der Seeseite her direkt auf sein Haus zuflog.

Donovan zögerte nur einen Sekundenbruchteil. Er schlug die Tür wieder zu und rannte geduckt zum Haus zurück, um das Haus herum, über die hintere Terrasse und durch den kleinen Garten. Mit dem Rucksack in der Rechten flankte über den Zaun, hinunter auf einen kleinen Trampelpfad, der zu den in der zweiten Strandreihe liegenden Häusern führte. Wegen der Büsche und Bäume in seinem Garten und am Wegesrand konnte er den Horizont nicht mehr sehen, aber sein geschultes Pilotenohr sagte ihm, dass der Chopper gerade direkt vor dem Haus zur Landung ansetzte. Donovan rannte den Pfad entlang und dankte der üppigen Vegetation für den Sichtschutz. Schon nach wenigen hundert Metern tauchte zu seiner Linken, zwischen dichten Palmwedeln, die bleiche Yamaha-Fahne auf, die über der Werkstatt von Master Carl wehte, dem Dorfmechaniker, der Touristen mit Geländemotorrädern versorgte. Auch Donovan hatte sich bei Carl

gelegentlich eine Maschine geliehen, und wie immer hockte Carl auch an diesem Morgen unter einem Schattendach aus Palmblättern und schraubte an einer angeschlagenen Enduro herum.

Carl sah auf und grinste Donovan an. Es war ein freundliches Grinsen, auch wenn in seinem Mund ein paar Zähne fehlten.

»Morgen, Master Mike – so früh schon ...«

Mit leisem Bedauern erstickte Donovan sein letztes karibisches Schwätzchen im Keim: »Sorry, Carl, ich bin ein bisschen in Eile heute Morgen, wir reden später.« Er sah die schwarze XT schräg hinter Carl stehen, direkt vor der Ausfahrt, und deutete darauf. »Ist das die XT, die ich neulich hatte?«

»Ja ...?«

»Ist die okay? Vollgetankt?«

»Klar ...«

»Gut.« Donovan war bereits auf dem Weg, zog im Gehen das Bündel Hundert-Dollar-Scheine heraus und drückte Carl zwei in die Hand.

»Du hast doch Kredit«, sagte Carl verdutzt, aber Donovan unterbrach ihn gleich wieder, während er sich auf die Maschine setzte, sie anließ, den Helm vom Lenker nahm und diesen entgegen seiner Gewohnheit nicht Carl in die Hand drückte, sondern aufsetzte. »Du findest die Mühle am Flughafen oder am Hafen. Weiß ich noch nicht. Die zweihundert sind für deine Mühe.«

Carl nickte und sah ihn bekümmert an.

»Schätze, das heißt, ich hab gerade einen Kunden verloren?«

»Ich fürchte, ja. Danke, Carl. Für alles.«

Und mit diesen Worten trat Donovan in den ersten Gang, drehte am Gasgriff und ließ die Maschine vom Hof springen, auf die unbefestigte Straße, die erste Etappe seines nächsten langen Fluchtweges.

Im Wissen, dass alles vorbei war. Dass sie ihn auch hier, im Paradies, wieder aufgestöbert hatten. Dass sie ihn immer jagen würden.

Im Wissen, dass er sich etwas vorgemacht hatte, all die Jahre.

Im Wissen, dass er sie zu einem Remis zwingen musste; dass er nach New York würde zurückkehren müssen, an den Ort, an dem das Verbrechen des Jahrhunderts begangen worden war. Mit seiner unschuldigen Hilfe.

Im Wissen, dass er nur noch eine Chance hatte, zu überleben.

Öffentlichkeit. Berühmtheit. *60 Minutes*.

Max Fuller.

2

»Fuller?«

»Was?«

Max Fuller sah von seinem Monitor auf und blickte über ein Meer aus *Google*-Seiten hinweg mitten ins Gesicht seines direkten Vorgesetzten beim CBS-Format *60 Minutes*. Oliver Bennett war erkennbar schlecht gelaunt, aber das war erstens nichts Neues und zweitens das Einzige, was er und Fuller gemeinsam hatten.

»Hast du das Dossier über Britneys Mutter?«

»Fast«, sagte Fuller und klickte einige seiner offenen Webseiten beiläufig weg. »Fast« war nicht mal direkt gelogen, denn ein gähnend leeres Dokument war ja *fast* alles, was man über eine völlig unwichtige Person wissen musste.

»Wann?«, fragte Bennett.

»Heute Nachmittag«, sagte Fuller.

»Hast du schon mal gesagt, und das war gestern.«

Fuller nickte, brachte ein schiefes Lächeln zustande und seufzte bedauernd. »Ist halt schwer in den Griff zu kriegen, die Mutter.«

Normalerweise reichten Antworten wie diese, um Bennett zu vertreiben. Aber an diesem Morgen hatte Fuller Pech. Nicole, die im Großraumbüro zwei Tische neben ihm hockte, konnte ein Prusten nicht unterdrücken, und Bennett erkannte instinktiv, dass er energisch durchgreifen musste, um seine Position zu behaupten.

»Bullshit«, sagte er, kam um den Tisch herum und setzte sich einfach auf die Kante – auf Fullers Unterlagen.

Fuller sah ihn verblüfft an. Der kleine Scheißer. Dreiunddreißig, teure Hemden, teure Schuhe, teure Frisur. Ein Wichtigtuer vom

Scheitel bis zur Sohle, der seinem Boss bis zum Anschlag in den Arsch kroch und Praktikantinnen regelmäßig in Nervenzusammenbrüche trieb. Bennett war, wenigstens in Fullers Augen, weder Journalist noch Mensch, sondern bloß ein aalglattes, karrieregeiles Arschloch. Erschwerend kam hinzu, dass Fuller nicht bereit war, sich von Leuten herumschubsen zu lassen, die zehn Jahre jünger waren als er und zehnmal weniger intelligent.

»Bullshit?«, sagte Fuller mit gut gespielter Entrüstung. »Mann, Oliver – die Frau hat ein *wahnsinnig* aufregendes Leben hinter sich! Töchter in den Frisurensuizid treiben, Tennis spielen, heimliche Schokolade- Entziehungskuren – du musst mir doch erlauben, dass ich das gebührend würdige. Das ginge sonst voll gegen meine Journalistenehre!«

Diesmal prustete nicht nur Nicole. Auch Matt, einen Tisch weiter, ließ ein unterdrücktes Geräusch hören.

Bennetts teuer geölte Frisur kam Fullers Gesicht unangenehm nah, und die Augen darunter verhießen nichts Gutes.

»Pass auf, Fuller«, zischte Bennett, »Du denkst, du bist cool – super. Du denkst, *hey, Oliver ist ein blödes Arschloch, der merkt eh nichts* – auch super. Aber sagen wir's mal so: Ich weiß, dass du da« – er deutete mit dem Daumen auf den Monitor, ohne den Blick von Fuller zu wenden – »nichts als Scheiße baust. Du recherchierst für einen kleinen Scheißartikel, lass mich raten, für die *Gazette*, und das Thema dürfte, wenn ich deinen Cache richtig überflogen habe, ungefähr lauten: Drogendrehscheibe Florida.«

Fullers Miene verfinsterte sich schlagartig. Die Ratte wagte es, in seinen Daten herumzustöbern. Und auch wenn die Ratte das, streng

genommen, durfte, da der Rechner CBS gehörte, war es doch eine Sauerei.

»Das«, fuhr Bennett ebenso scharf wie leise fort, »ist aber nicht das, wofür wir dich bezahlen, Max. Anders gesagt: Wir *dulden* das.

Kapiert?«

Er ließ Fuller keine Zeit, wenigstens zu nicken.

»Wir dulden es, weil Ken dich mag. Frag mich nicht, wieso, ist mir ein Rätsel, aber er mag dich. Vielleicht hat er auch bloß Mitleid. Oh, wir wissen alle, dass du mal 'ne große Nummer warst, aber, sorry, Mann, das ist zwanzig Jahre her, und zwanzig Jahre später bist du eben keine große Nummer mehr, sondern einfach Kens alter *Freund* Max, der dafür bezahlt wird, dass er all diese wunderbar formulierten kleinen Dossiers schreibt. *Nicht* dafür, dass er vom zweiten Pulitzer träumt, und schon gar nicht dafür, dass er in seiner von uns bezahlten Arbeitszeit für Artikel recherchiert, von denen wir nichts haben, weder inhaltlich noch finanziell. Ist das angekommen, Max?«

Er wartete, bis Fuller ein Nicken hinkriegte. Dann richtete er sich auf, mit einem Lächeln, das Caligula zur Ehre gereicht hätte, und fügte wesentlich lauter hinzu: »Heute Abend? Wunderbar. Das freut mich.« Und mit einem abschließenden »Gute Arbeit, Max!« ließ er Fuller einfach sitzen und stolzierte weiter.

Fuller sah nach links, wo Nicole sehr entschieden so tat, als hätte sie nichts gesehen oder gehört vor lauter konzentrierter Arbeit. Einen Tisch weiter war auch Matt wieder völlig vertieft in seine Monitor- Recherchen.

Fuller beschloss, gelegentlich herauszufinden, wie lange man für einen Affektmord sitzen musste.

Drei Monate war es her, dass er nach New York zurückgekehrt war, und in diesen drei Monaten war seine Überzeugung, er wäre stark genug für einen neuen Versuch, gehörig ins Wanken geraten. Dass es schwer werden würde, war ihm klar gewesen. Aber die Bennetts dieser Welt, die es schon immer gegeben hatte, waren noch ein ganzes Stück härter geworden im Lauf der Jahre, noch gnadenloser, kompromissloser, kälter; Terminatoren des Alltags. Wer sich die kleinste Blöße gab oder sich von Bennett oder einem seiner Klone auf Glatteis manövrieren ließ, wurde bestraft, zurückgereicht ins letzte Glied oder gleich aussortiert. Und da Fuller bereits im letzten Glied stand, musste er sich gehörig vorsehen. Für Leute wie Nicole oder Matt war das nicht so schwierig. Die waren jung, die fingen gerade an, und die kannten nichts anderes als ihre kleinen Wohnungen und achtzehn Stunden Arbeit am Tag für wenig Geld. Sie träumten vom Erfolg und vom Glück, und sie gaben alles, um diesen Traum wahr werden zu lassen.

Aber Fuller war kein Anfänger, und wer ganz oben gewesen war, wie er, hatte es umso schwerer, wieder von vorn anzufangen. Er wusste nur allzu genau, wie Erfolg schmeckte, inklusive Kaviar, Champagner und exklusiver Einladungen in Häuser, in denen man problemlos Grand-Slam-Turniere veranstalten konnte. Sie hatten ihm die Schultern wund geklopft, damals, vor fast zwanzig Jahren, als er mit seinem ersten großen Artikel über Nacht zum neuen jungen Stern am Himmel des investigativen Journalismus hochgeschossen war. Er hatte den Pulitzer bekommen, im zarten Alter von vierundzwanzig Jahren, *Fuller, Wonderboy, der Mozart der Recherche*. Damals hatte er bloß gedacht, *Na, das lässt sich doch ganz*

gut an!, und war sicher gewesen, binnen eines Jahres in einem Atemzug mit Woodward, Bernstein und Hersh genannt zu werden. Er hatte nicht im Traum damit gerechnet, dass man ihn einfach aus der Stadt applaudieren könnte. Dass man ihn für eine gute Story nicht befördern, sondern bestrafen würde. Er war so naiv gewesen wie eine Anhalterin aus Oregon.

Er hatte nicht geglaubt, dass der Einfluss derer, über die er geschrieben hatte, so weit reichte. *Die*, das waren Drogen- und Waffendealer gewesen, die damals den Provinzflughafen Mena in Arkansas nutzten, um tonnenweise Kokain einzuführen und den Gewinn aus diesen Geschäften unter anderem dazu verwendeten, eine Terroristentruppe in Nicaragua, die Contras, aufzurüsten. Weil sie außerdem im Auftrag des State Departments Raketen an den islamistischen Ayatollah Khomeini in den Iran lieferten, wurden diese illegalen Geschäfte bei ihrem Aufliegen als »Iran-Contra-Skandal« bekannt – und vom Medien-Mainstream ebenso schnell wieder beerdigt, nachdem ein paar mittlere Chargen aus der Regierung als Bauernopfer verurteilt worden waren.

Fuller, damals noch Journalismus-Student an der *Columbia University*, hatte wegen seiner Abschlussarbeit schwerakademische Themen wie die »Postmoderne Diskrepanz von Medienrealität und Wirklichkeit« ventiliert, bis er auf die Idee kam, einfach an den Schauplatz des Geschehens zu fahren und die Leute zu befragen. Und so hatte er sich für sechs Wochen in Arkansas einquartiert und Interviews geführt. Nicht mit irgendwelchen medial abgerichteten Schlipsträgern, sondern mit den einfachen Leuten aus Mena. Die hatten schließlich auch Augen im Kopf, und da sie Kleinstädter waren, wussten sie, wie alle Kleinstädter, *alles* über ihre Nachbarn:

auch über die Nachbarn vom Flughafen, über die Piloten mit Seesäcken voller Dollarnoten und deren Freunde mit den kleinen Lastwagen und den dunklen Brillen; über die Hangars, zu denen der Sheriff und seine Leute keinen Zutritt hatten; über die sechsstelligen Spenden, die aus der lokalen Halbwelt an Demokraten wie Republikaner gegangen waren, in bar ...

Fuller hatte aus den Aussagen dieser einfachen Zeugen einen Report montiert, dazu ein paar hilfreiche Erklärungen und Hintergründe geliefert und so dafür gesorgt, dass der staatlich subventionierte Kokshandel, von beiden Parteien stillschweigend gebilligt, ans Licht kam. Die Uni hatte seine Arbeit als Beispiel für journalistische *oral history* mit der Bestnote bewertet – und *Harper's Magazine* hatte freundlicherweise Auszüge daraus in drei Teilen abgedruckt. Es hatte ordentlich gerauscht und gestaubt, es hatte sogar einen Untersuchungsausschuss im Kongress gegeben, und Fuller war sehr zufrieden gewesen mit sich und der Welt. Er hatte damit gerechnet, dass *die* ihm drohen würden; dass er sich für eine Weile einen Leibwächter würde leisten müssen. Dass allerdings *die* seine Karriere beenden würden, bevor sie überhaupt richtig angefangen hatte, und ihm ein Leben bescheren würden, das ihm später manchmal schlimmer vorkommen sollte als der Tod – das hatte er nicht einmal in seinen finstersten Alpträumen kommen sehen.

Er wollte nicht mehr daran denken. Nicht an die vielen Stationen seines Abstiegs, all die Umzüge. Nicht an San Francisco und die Scheidung von Jane, nicht an all die Filmrisse in namenlosen Kneipen im Nirgendwo, nicht an die Schlägereien und die Bullen vom Lande, die härter und präziser zuschlügen als jeder Besoffene.

Nicht an die kilometerlangen *Lines*, die er in diesen Jahren weggezogen hatte, nicht an die elenden Entziehungskuren, nicht an seine zweite Scheidung, und erst recht nicht an die letzten fünf Jahre in Florida, wo er über Alligatorfarmen, Rentnerfeste und Speedboot-Rennen geschrieben hatte. Es hatte ihn viel Kraft gekostet, das durchzustehen. Von allem runterzukommen. Spartanisch zu leben. Trocken zu bleiben. Und das intellektuelle Vakuum zu überstehen, in das er geraten war.

Er hatte fünf Jahre gebraucht, um sich endgültig wieder zu erholen. Fünf Jahre, um den Mut zu finden, zurückzugehen. Fünf Jahre, um seine Weggefährten von einst anzurufen, die inzwischen auf wichtigen Posten saßen, und sie um ihre Hilfe zu bitten. Kenneth Wilder, Redaktionsleiter von *60 Minutes*, hatte sich bereit erklärt, ihn als Redakteur zu beschäftigen. Und Jack Slater, inzwischen Chefredakteur der *Gazette*, hatte ihm eine Kolumne zugesagt, wöchentlich. Das musste für den Anfang reichen, und so war Max Fuller zurück am Ort seines größten Triumphs und seiner größten Niederlage.

Als Erstrundengegner war Oliver Bennett ein ziemlicher Brocken.

Fuller schloss am Computer alle Fenster, die mit der unerlaubten Florida-Recherche zu tun hatten, und entschied sich grimmigen Herzens, die Telefonate in dieser Angelegenheit auf den Abend und seine private Telefonrechnung zu verlegen. Er konnte es sich einfach nicht leisten, seinen Job zu verlieren, und Bennett war imstande, ihn zu feuern – oder feuern zu lassen, denn auch wenn Ken ihn mochte, würde er nicht gegen Bennetts erklärten Willen an ihm festhalten. Schon gar nicht, wenn Fuller seine Arbeit nicht machte.

verschlossen worden, nur wieso der junge Unbekannte oder sonst wer die Wohnungsbesitzerin nicht gerettet, sondern die Tür hinter sich abgeschlossen haben sollte, wurde nicht berichtet. Presseanfragen an die verbliebenden Angehörigen von Miss Burlingame wurden nicht beantwortet. So viel zur Inspiration.

Zum Glück müssen sich Romanautoren nicht an die Realität halten, sofern ihnen die Fiktion besser in den dramaturgischen Kram passt. Liz Brokaw/Donovan entkommt. Romanheldinnen dürfen das.

Romanheldinnen und -helden dürfen aber auch allerhand anderes. Zum Beispiel eins und eins zusammenzählen, sogar mit authentischen Ziffern und Daten, die nur *aussehen* wie frei erfunden. Zum Glück so aussehen. Absichtlich. Sonst wärs ja abschreckend gewesen, dieses »Komplizierte« im Roman, denn, »nicht immer vermag der Leser den Theorien Fullers zu folgen, zu unterscheiden zwischen den einzelnen Flugzeugen. (...) Aber das ist wohl der gekonnte Trick des Autors, einen spannenden, aber eben fiktiven Roman vorzulegen.« (Sonja Kolb, Vitrine-Krimi).

Nein, eben nicht. Also, doch, das war der gekonnte Trick, aber nicht der des Autors, sondern der von anderen Leuten. Denn die im Roman beschriebene komplizierte Verwirrung, die Schwierigkeit, zwischen den einzelnen Flugzeugen zu unterscheiden, war am tatsächlichen 11. September ganz auf der Seite der Realität und der zuständigen Fluglotsen. Mitten in den (tatsächlichen) zahlreichen Militärübungen und mitten zwischen den (tatsächlichen) zahlreichen Radar-Inserts flogen, kreisten und kreuzten am echten 11. September die Flugzeuge #5 bis #10 aus gottweißwelchen Gründen überall am Himmel über dem Tatort: eine doppelte UA93,

die vielleicht UA175 wurde (was erklären würde, weshalb UA175 nachweislich auch nach dem Absturz der vierten Maschine noch in der Luft war), eine Transportmaschine, die vom Pentagon direkt nach Shanksville propellierte, ein fliegender Kommandostand, also eine E-4B-Boeing-747, die immer eine E-4B blieb aber nie in den offiziellen Berichten auftauchte. Die komplizierten Fiktionen in *Das fünfte Flugzeug* sind keine. Es sind nur als Fiktion verkleidete Fakten.

Die auftauchenden pakistanischen Generäle mit reichlich Vorwissen haben wir ja auch nicht erfunden, ebenso wenig wie »9/11-Mastermind« Sheikh Khalid und Sheikh Omar sowie deren merkwürdige Schnittmengen. Offen gestanden – wir haben nicht einmal Buddy Rickler erfunden. Nur seinen Namen.

Romane dürfen das. Alles. Wer sich im Thema auskennt, erkennt die dauernde Nichtfiktion und hat/hatte hoffentlich Freude an den paar verbindenden Linien, die in der Realität bis heute fehlen zwischen den harten Fakten. Wer sich nicht im Thema auskennt, hat/hatte hoffentlich Freude an unserer blühenden Fantasie.

Romanhelden aber dürfen am Ende, vor die Wahl gestellt zwischen Wahrheit und Tod, sogar das Überleben wählen. Wir wissen nicht, wie viele echte Max Fullers es gibt und wie vielen man nicht die Wahl gelassen hat, die wir Max im Roman lassen. Die wenigen uns bekannten realen Maxens, die offenkundig dicht dran waren, sind verstummt, wahlweise gelangweilt, im Ruhestand oder natürlich verstorben. Kommt vor. Unfälle passieren. Das haben wir unserem Max erspart. Aber verkauft hat er sich nicht! Sondern hat überlebt. (Wir weisen nur der Vollständigkeit halber darauf hin, dass der Plot von »Zero« (2010) um die Einführung einer für FED

und EZB brandgefährlichen virtuellen Ersatzwährung kreist; dass die Realität uns und Max erst 2022f einholt, bitten wir zu entschuldigen, wir leiden schon seit Längerem an galoppierender Weitsicht.)

Zum Glück, unserem, waren und sind Mathias und ich ja nur Spinner. Autoren aus einem kleinen Land, ganz weit im *Off*, international bedeutungslos (das Land, wir natürlich auch), zum Glück hat man uns lediglich übersetzt ins Serbische, Bulgarische, Griechische, nicht in die einzig wahre Sprache des Empire. Zum Glück hat uns also dort nie jemand ernst genommen, zum Glück wird das auch nie jemand tun.

Das ist jedenfalls die offizielle Erklärung.

Von den Millionen, die Buddy uns fürs Schweigen gezahlt hat, sagen wir ja keinem was.

Es ist alles gesagt.

Inzwischen sowieso. Und inzwischen ist ja auch mehr als genug Gras über die ganze Sache gewachsen, zum Glück nicht über Mathias' und meinem Kopf. Inzwischen müssen wir uns keine Sorgen mehr machen, und ich muss auch keine doppelten Pseudonyme mehr erfinden, der Fall liegt längst bei den Akten und steht als »erledigt und aufgeklärt« im Geschichtsbuch und in der Wikipedia. Mathias' und meine Fragen, dem Staatsanwalt diktiert, stehen indes weiter unbeantwortet im Raum (und im Sachbuch, dem gemeinsamen). Überholt ist allenfalls unsere Ansicht von 2007 beziehungsweise 2011, wir *alle* müssten großes Interesse an der wirklichen Aufklärung des Jahrhundertverbrechens »9/11« haben. Hier gehen, Stand heute, die Ansichten unvereinbar als Freunde denkbar weit auseinander, denn Verschwörungsleugner *wissen* ja,

dass es sich um einen Anschlag von Osama und den 19 Räufern handelte, Verschwörungstheoretiker hingegen *wissen*, dass kein Beweis mehr geführt werden muss für den organisierten Mord an 3 000 Amerikanern (sowie, kollateral folgend, ein paar hunderttausend Nichtamerikanern), weil alle Beweise inzwischen auf dem Tisch liegen. Nur, dass der Tisch inzwischen im Keller steht, zwischen anderen Leichen, und keinen mehr interessiert.

So bleiben die Aufklärungshypothesen zum weltverändernden Verbrechen dort, wo sie sind: in der Fiktion. Nicht als Forderung, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, die dem Sachbuch eben manchmal innewohnt, sondern als freundliches Angebot. Es sagt ja keiner, schon gar nicht John S. Cooper, dass man gefälligst denken sollte. Man könnte aber, und wenn's geschähe, wäre der flotte Pageturner ja tatsächlich geworden, was er werden wollte.

Sven Böttcher, im Mai 2021